

Die beiden Verfasser, der Wuppertaler Neutestamentler K. Haacker und der durch eine Reihe von Publikationen zu philosophisch-theologischen Themen (z.B. Kritischer Rationalismus und Theologie als Wissenschaft, 1980) bekannt gewordene Autor H. Hempelmann, veröffentlichen in dem vorliegenden, aus drei Teilen bestehenden Büchlein zwei ursprünglich unabhängig voneinander verfaßte, für den Druck jedoch überarbeitete und durch eine Einführung von Prof. Haacker (Teil I) erweiterte Referate (Teile II und III).

1. In Teil I („Einführung: Vom christlichen Alten Testament zur »Hebräischen Bibel«“) greift K. Haacker „das Grundproblem der Biblischen Theologie“, das „Verhältnis zwischen Altem und Neuem Testament“ (S. 7) auf. In einem auf das zwanzigste Jahrhundert konzentrierten forschungsgeschichtlichen Rückblick führt er dem Leser die sich wandelnde Einschätzung des Alten Testaments durch die protestantische Theologie vor Augen und stellt schließlich die Frage nach dem, was der Bibel Alten und Neuen Testaments ihre Einheit gebe (S. 15). Weder die „christologische Engführung“ noch „ein rein traditionsgeschichtlicher Ansatz“ (S. 15) vermögen seiner Meinung nach eine befriedigende Antwort zu bieten. Erfolgversprechender scheint ihm (wie auch seinem Mitautor) eine von G. von Rad aufgezeigte Spur zu sein: die den beiden Testaments gemeinsame Sprache „in dem weiteren Sinne des Wortes ... als jenes menschliche Vermögen, die Wirklichkeiten des Lebens zu benennen und zu bezeichnen“ (S. 16 [aus einem Von-Rad-Zitat]). Während Prof. Haackers (exegetischer) Beitrag (Teil II) diesen Eindruck des Alttestamentlers „durch Beispiele bestätigen und dabei zugleich seine Relevanz für die Auslegung des Neuen Testaments vor Augen stellen“ möchte (S. 16), behandelt Hempelmanns (systematischer) Beitrag (Teil III) „die sprachphilosophischen Grundlagen und ... die fundamentaltheologischen Konsequenzen der Einsicht in die prägende Kraft der Sprache des Alten Testaments“ (S. 16).

2. Unter dem Titel „Hebraica Veritas im Neuen Testament: Das hebräisch-aramäische Substrat der neutestamentlichen Gräzität als exegetisches und übersetzungsmethodisches Problem“ zeigt Haacker anhand ausgewählter Beispiele verschiedene Aspekte des semitischen Hintergrundes des zu einem guten Teil in einem zweisprachigen Milieu entstandenen griechischen Neuen Testaments auf, die bei der Auslegung und Übersetzung berücksichtigt werden müssen, und wie damit umzugehen ist, d.h. Probleme, die z.B. mit den hebräischen und

aramäischen Zitaten und Zitatwörtern (*talitha koum*, *Abba* usw.), Ketiv und Qerê im Neuen Testament (*tä* [!] *Baal* in Röm 11,4 [1Kön 19,18], offenbar zu lesen als *tä aischynä* „vor der Schande“ bzw. „vor dem Schandgötzen“) oder den Bedeutungslehnwörtern (z.B. *grammateus* – *sofer*) zusammenhängen.

3. Im dritten Teil, „Veritas Hebraica als Grundlage christlicher Theologie: Zur systematisch-theologischen Relevanz der biblisch-hebräischen Sprachgestalt“, ruft H. Hempelmann die Theologen in sieben Thesen dazu auf, ihr Denken bei ihrer Arbeit entschlossen dem durch die „hebräisch-biblische Sprachgestalt“ bestimmten, an den lebendigen Gott zurückgebundenen Denken, der *Hebraica Veritas* (ein von Hieronymus übernommener Ausdruck [vgl. S. 17 sowie 47, Anm. 19]), unterzuordnen und davon verändern zu lassen („hermeneutische Demut“ [s. These V]). Er sieht darin eine unabdingbare Voraussetzung für ein echtes Verstehen („Wahrnehmung der Entäußerung Gottes im Wort Jesu“ [s. These V]) und erfolgreiches Bezeugen (Erreichen „des *metanoein* [der] Hörer“ [s. These VI]) des Wortes Gottes. Seine „Überlegungen skizzier[t]en nur ein Forschungsprogramm, das nach semitistischer Arbeit und Ausfüllung verlangt“ (S. 74). Es gehe ihm darum, „zu zeigen, daß sprachphilosophisch (und linguistisch) wie sprachtheologisch einem solchen Vorhaben keine grundsätzlichen Bedenken entgegenstehen, daß im Gegenteil die in der neueren Sprachphilosophie geführten Debatten Mut machen sollten, sich der Frage nach der theologischen Relevanz der *veritas hebraica* neu anzunehmen“ (S. 75).

Was ist von dieser Veröffentlichung zu halten?

Meinem akademischen Hintergrund getreu habe ich mein Augenmerk vor allem auf linguistische bzw. philologische Aspekte gelenkt. Unter diesem Gesichtspunkt muß ich bei aller Sympathie für das darin zur Sprache kommende Grundanliegen und bei allem Respekt vor der Qualität verschiedener Einzelteile wie auch dem wissenschaftlichen Format der beiden Autoren das Büchlein als Ganzes vor allem wegen seiner Hauptthese als enttäuschend bezeichnen, wobei ich die beiden ersten Teile weniger problematisch empfinde als den dritten, bei dem die Hauptthese weit stärker zum Tragen kommt.

1. Positiv zu bewerten sind m.E. folgende Punkte:

a) Das von beiden Forschern klar vertretene Anliegen, sich mit den Grundsprachen der Bibel optimal vertraut zu machen (u.a. S. 38 und 50), teile ich von Herzen. Denn zu einer sorgfältigen, in echten Sprachkenntnissen verankerten Auseinandersetzung mit dem Wortlaut der Primärquellen gibt es für den philologisch sauber Arbeitenden, an soliden Ergebnissen Interessierten, keine Alternative.

b) Das Bemühen der Verfasser, die für die Kohärenz des biblischen Kanons verantwortlichen Faktoren aufzuspüren (s. vor allem Teil I),

aufzuspüren (s. vor allem Teil I), sowie die besonders von H. Hempelmann proklamierte Forderung, sich bei der Textinterpretation möglichst weitgehend auf den Horizont bzw. die Präsuppositionen des Autors (im Fall der Bibel für Hempelmann – wie für den Rezensenten – in besonderem Maße des lebendigen Gottes) einzustellen, kann ich nur begrüßen.

c) Sympathisch ist mir auch die Behutsamkeit, mit der besonders Hempelmann seine Thesen formuliert („Wenn ..., da ...“) bzw. einstuft („nur ein Forschungsprogramm“, s.S. 74f).

d) Teil II enthält einen, wenn auch für den Eingeweihten nichts Neues bietenden, so doch kompetent verfaßten Bericht über die ausgewählte Thematik. Seinen Ausführungen kann ich mich fast ausnahmslos anschließen.¹

2. Daß ich trotz dieser Positiva zu einem ziemlich negativen Gesamturteil komme, ergibt sich vor allem aus folgenden Beobachtungen:

a) Aus linguistischer Sicht fragwürdig ist die an von Rad anschließende Hauptthese des Büchleins, wonach die Gestalt einer Sprache nicht nur eine eigenständige „Welt“ schaffe, sondern auch das Denken der Glieder der betreffenden Sprachgemeinschaft determiniere; die hebräische Sprachgestalt sei daher mit einer charakteristischen Denkweise untrennbar verknüpft, so daß man von einem „hebräischen Denken“ reden könne, das sich von dem mit anderen Sprachen verbundenen Denken deutlich abhebt. Zwar mag diese These – deutlich von einer etwas extremeren Variante der „neo-humboldtianischen“ bzw. „neuromantischen“ Sprachauffassung bzw. der Sapir-Whorf-Hypothese beeinflusst² – aus rein theoretischer Sicht annehmbar, vielleicht sogar zwingend erscheinen. Sie ist jedoch m.E. – wenigstens in der von den beiden Autoren postulierten Form – ohne

¹ Zu den Ausnahmen zählen: a) Der unten unter 2a erwähnte Punkt, der aber für Haackers Bericht nur von untergeordneter Bedeutung ist. b) Die auf S. 29f zu findende Berufung auf die Aoristbedeutung (in seiner normalen Funktion bezeichnet der Aorist den „Verbalinhalt als Handlung oder Vorgang schlechthin. Der Sprechende berichtet oder konstatiert nur den *Vollzug*, die Durchführung, ohne etwas über den Verlauf [!] oder das Ergebnis anzudeuten“, Bornemann-Risch, *Griechische Grammatik* [Frankfurt am Main, 1973] §208, vgl. auch Hoffmann-von Siebenthal, *Griechische Grammatik zum Neuen Testament* [Riehen, 1985] §194/199). c) Der hypothetische Charakter der Rückübersetzungen ins Aramäische sollte m.E. noch stärker betont werden. Zu viel muß spekulativ bleiben: Wie sah die von Jesus und seinen Jüngern verwendete aramäische Sprachvariante genau aus? Auf welche Quellen kann ich mich bei ihrer Rekonstruktion stützen? Welche Übersetzungsprinzipien liegen der postulierten Übersetzung zugrunde? usw.

² Vgl. D. Crystal, *The Cambridge Encyclopedia of Language* (Cambridge, 1987), S. 14f; H. Bußmann, *Lexikon der Sprachwissenschaft* (Stuttgart, 1990), S. 519 und Querverweise.

ausreichende empirische Basis. So finden sich denn zumindest unter den in der empirischen Erforschung konkreter Einzelsprachen engagierten Linguisten, besonders in der kontrastiven Linguistik, kaum Anhänger dieser These (auf jeden Fall nicht in dieser überspitzten Form). Zu sehr widerspricht sie den ihnen täglich entgegnetretenden Fakten. Daß die von den beiden Autoren verworfenen Thesen Barrs zu dieser Thematik (vgl. S. 17 und 23) aus linguistischer Sicht nach wie vor unanfechtbar sind, zeigen z.B. die von Cotterell-Turner³ anhand allgemein anerkannter linguistischer Erkenntnisse vertretenen Thesen. Eine gute allgemeinverständliche Zusammenfassung des Konsens bietet D. Crystal:

„in its strongest form it [die Sapir-Whorf-Hypothese] is unlikely to have any adherents now. The fact that successful translations between languages can be made is a major argument against it, as is the fact that the conceptual uniqueness of a language such as Hopi can none the less be explained using English. That there are some conceptual differences between cultures due to language is undeniable, but this is not to say that the differences are so great that mutual comprehension is impossible. One language may take many words to say what another language says in a single word, but in the end the circumlocution can make the point. Similarly, it does not follow that, because a language lacks a word, its speakers therefore cannot grasp the concept ... However, a weaker version of the Sapir-Whorf hypothesis is generally accepted. Language may not determine the way we think, but it does influence the way we perceive and remember, and it affects the ease with which we perform mental tasks.“⁴

Der Hauptthese des Büchleins, durch die das charakteristische Gepräge der hebräischen Sprachgestalt als theologisch besonders relevant erwiesen werden soll, fehlt also (mindestens bisher) die empirische Basis. Dafür symptomatisch könnte der Umstand sein, daß Hempelmanns Ausführungen kaum von einleuchtenden konkreten bibelhebräischen Beispielen begleitet sind, die seine Hauptthese auch nur veranschaulichen, geschweige denn beweisen könnten. Doch sicher ist dies auch auf die eingeschränkte Zielsetzung seines Aufsatzes zurückzuführen (vgl. o. 1c).

Daß uns in den sprachlichen Äußerungen der hebräischen, aramäischen bzw. griechischen Bibeltexte eine *veritas* besonderer Dignität entgegentritt, hängt – wie ich meine – nicht (auf jeden Fall nicht in dem von den beiden Autoren angedeuteten Ausmaß) mit einer charakteristischen Sprachgestalt, mit Besonderheiten auf der Ausdrucks- (Wörter, Wortformen, Syntaxregeln) oder Inhaltsseite (die Art, wie die Welt lexikalisch segmentiert wird), sondern mit dem darin zum Aus-

³ *Linguistics and Biblical Interpretation*, 1989. S. meine Rezension dazu in der vorliegenden JET-Nummer und die angegebene Standardliteratur.

⁴ *Encyclopedia of Language*, S. 15.

druck gebrachten *Mitteilungsgehalt* zusammen. Die darin verkündete „Sache“ mit ihrem „Weltbild“, Wertesystem, ihren Forderungen und Verheißungen – nachweislich mittels aller bisher dafür eingesetzter Sprachen, wenn z.T. auch umständlich, so doch stets adäquat kommunizierbar – ist es, was unser von Gott losgelöstes natürliches Denken und Handeln in Frage stellt, und nicht irgendwelche dabei wirksamen formalen Faktoren (es sei denn, wir zählten gerade zum Kreis gestreifter Sprachstudenten!) wie etwa das angeblich unikale hebräische Tempussystem (vgl. S. 49), das z.B. auch für das Moabitische und Ammonitische bezeugt ist, oder die Tatsache, daß die Begriffsbereiche „Wort“ und „Ereignis“ (vgl. S. 64) von einem einzigen Wort abgedeckt sind, wahrscheinlich einfach ein Beispiel für lexikalische Polysemie, wie wir ihr in allen Sprachen nebst geeigneten Disambiguationsmechanismen tausendfach begegnen (s. Cotterell-Turner). Zu bedenken ist auch, daß nach dem Zeugnis des Alten Testaments die falschen Propheten, die Baalverehrer, ja der Satan sich derselben hebräischen Sprachgestalt bedienten. Dabei waren ihre Äußerungen nicht wegen ihrer Ungrammatikalität, sondern wegen ihres *Gehaltes* verwerflich!

b) Neben der Hauptthese des Büchleins gibt es weitere Aspekte, die mir problematisch erscheinen. Ich möchte nur den auffälligsten nennen: Mit welcher Berechtigung kann Hempelmann zunächst von theologisch so relevanten Charakteristika der Gestalt einer bestimmten Sprache, nämlich der des Hebräischen, sprechen, und dann plötzlich das (auch im semantischen Bereich) strukturell doch recht verschiedene Griechisch des Neuen Testaments (bis auf bestimmte Bereiche des mit der „Sache“ verbundenen Spezialwortschatzes genauso in mehr oder weniger zeitgenössischen auch profanen Autoren zu finden⁵) und das (in einem bescheideneren Maße) andersartige Aramäisch (vor allem in profanen bzw. heidnischen Texten bezeugt), ja schließlich sogar – mindestens indirekt – die ganze semitische Sprachfamilie (S. 50) miteinbeziehen? Wäre es nicht viel naheliegender, davon auszugehen, daß die von den beiden Autoren eigentlich gemeinten Charakteristika, die in der Bibel vorgenommenen theologisch relevanten Unterscheidungen, primär übersprachlicher, sachlicher Natur sind und daß das, was der Heiligen Schrift ihr unverwechselbares Gepräge gibt (auch hinsichtlich testamentübergreifender Aspekte), nicht in erster Linie in einer *veritas hebraica* (*aramaica* oder *graeca*) – in der Gestalt irgendeiner Sprache –, sondern in der *veritas biblica* – im *Mitteilungsgehalt* der biblischen Botschaft – zu suchen ist?

Dem am sachgerechten Umgang mit den Grundsprachen der Bibel

⁵ Vgl. dazu z.B. Marius Reiser, *Syntax und Stil des Markusevangeliums*, Tübingen, 1984.

Interessierten empfehle ich, sich nicht nur mit der Grammatik und dem Wortschatz der biblischen Sprachen, sondern auch mit den wichtigeren linguistischen Erkenntnissen vertraut zu machen, Erkenntnissen, die es ihm erlauben, die theologische Relevanz formaler und semantischer Elemente der (biblischen und außerbiblischen) Sprachen richtig einzuschätzen. Eine hervorragende Einführung in diesen Bereich bieten Cotterell und Turner.⁶ Das vorliegende Büchlein enthält zwar manch Lobens- und Lesenswertes. Doch, vor allem seine Hauptthese ist m.E. aus empirisch-linguistischer Sicht unannehmbar.

Heinrich von Siebenthal

Peter Cotterell und Max Turner. *Linguistics and Biblical Interpretation*. London: SPCK/Downers Grove (U.S.A.): IVP, 1989. 348 S. £9,95.

Da die Bibel in menschlichen Sprachen geschrieben ist, müßten Exegeten und alle, die die Heilige Schrift richtig verstehen und auslegen möchten, eigentlich einen besonders guten Zugang zur Linguistik (internationale Bezeichnung für die heutige [vornehmlich empirisch orientierte] Sprachwissenschaft) haben, zu jener Disziplin, die sich um ein gründliches Verständnis eben menschlicher Sprache bzw. Sprachen bemüht. In Wirklichkeit findet jedoch zwischen Theologie und Linguistik kaum ein Austausch statt, und nur wenige Exegeten sind selbst mit denjenigen Aspekten der Linguistik vertraut, die von offensichtlicher Bedeutung für sie sind.

Diesem Mißstand wollen die beiden britischen Forscher gemeinsam entgegenwirken, der eine als Linguist (P. Cotterell, London Bible College), der andere als Exeget (M. Turner, University of Aberdeen): Sie möchten (vgl. Vorwort) dem Leser einige für die Exegese besonders relevante Erkenntnisse der Linguistik, vor allem aus dem Bereich der Semantik (fragt nach Wort-, Satz- und Textbedeutung) und der Pragmatik (untersucht die Funktion von Äußerungen in spezifischen Situationen) vorstellen, Erkenntnisse, die es ihm erlauben, nicht nur mit Sprachlichem zusammenhängende Einzelprobleme klarer zu erfassen und besser begründbaren Lösungen zuzuführen, sondern auch Texte als Ganze sinnvoller und effektiver zu analysieren (semantische Struktur- bzw. Diskursanalyse).

Das Buch umfaßt neun Kapitel. In Kapitel 1-3 liegt der Schwerpunkt auf Grundfragen, in Kapitel 4 und 5 auf dem Umgang mit Wortbedeutungen. Kapitel 6-8 sind dem Bereich jenseits der Wortgrenze gewidmet (Satz, Abschnitt, Kapitel, Text), Kapitel 9 der Sonderfrage

⁶ Siehe die folgende Rezension.